

Gilly Macmillan

TOTER HIMMEL

DU DREHST DICH UM.
WO IST DEIN KIND?

THRILLER

Aus dem Englischen von
Maria Hochsieder

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»Burnt Paper Sky« bei Piatkus / Little Brown, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2018

Knaur Taschenbuch

© 2015 Gilly Macmillan

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin Kubitz

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Carmen Spitznagel / Trevillion Images

Illustration im Innenteil: Shutterstock / Shutter Fairy

Foto im Innenteil: Shutterstock/Andy Harbin

Satz: Daniela Schulz, Rheda-Wiedenbrück

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52225-7

2 4 5 3 1

Für meine Familie

VORBEMERKUNG DER AUTORIN

Während meiner Recherchen für diesen Roman waren mir etliche Websites und Studien von großem Nutzen. Obwohl ich mich im Buch manchmal auf diese Quellen beziehe, ist mein Roman rein fiktiv, und in diesem Zusammenhang werden sämtliche Zitate und Literaturverweise fiktional verwendet. Sowohl die Protagonisten und Ereignisse als auch die Blogs, Onlinekommentare und Internetpersönlichkeiten, die Zeitungsartikel, E-Mail-Adressen und viele der Webseiten sind frei erfunden, und jede Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen, tatsächlichen Websites, E-Mail-Adressen, Kommentaren und Persönlichkeiten im Netz, Zeitungsartikeln und Blogs ist reiner Zufall.

Jegliche Fehler in der Beschreibung der Polizeiarbeit stammen von mir, und ich bitte die beiden Kommissare im Ruhestand, die mich freundlicherweise beraten haben, dafür um Entschuldigung. Die Beschreibung von Bristol ist so wirklichkeitsgetreu wie möglich, wenngleich es kein Spielfeld neben dem Parkplatz in Leigh Woods gibt und das Innere von Kenneth Steele House allein auf meiner Vorstellung beruht.

*Was immer unsicher sein mag auf diesem stinkenden
Misthaufen von Welt, die Mutterliebe ist es nicht.*

James Joyce

*In der wahren dunklen Nacht der Seele ist es stets
drei Uhr morgens, Tag für Tag.*

F. Scott Fitzgerald

PROLOG

November 2013 – ein Jahr danach

RACHEL

In den Augen anderer sind wir oft nicht die Menschen, für die wir uns selbst halten.

Wenn wir jemandem das erste Mal begegnen, mögen wir uns alle Mühe geben und so authentisch wie möglich sein, und dennoch kann es fürchterlich schiefgehen.

Es ist einer der Fallstricke des Lebens.

Seit damals, als mein Sohn Ben verschwand, habe ich viel darüber nachgedacht, und immer, wenn ich darüber nachdenke, stellt sich mir die Frage: Wenn wir nicht jene sind, die wir zu sein glauben, was ist dann mit den anderen? Wenn uns die Mitmenschen so oft falsch beurteilen, wie können wir dann sicher sein, dass wir die anderen richtig einschätzen?

Sie sehen, wohin meine Gedanken führen.

Dürfen wir jemandem vertrauen oder uns auf jemanden verlassen, nur weil er eine Autoritätsperson oder ein Familienmitglied ist? Gründen unsere Freundschaften und Beziehungen wirklich auf einem festen Fundament? Wenn ich in nachdenklicher Stimmung bin, stelle ich mir vor, wie anders mein Leben womöglich verlaufen wäre, wenn ich klug genug gewesen wäre, vor Bens Verschwinden diese Dinge in Betracht zu ziehen. Bin ich bedrückt, werfe ich mir vor, es nicht getan zu haben, und tagelang drehen sich meine Gedanken im Kreis, lähmen mich und strafen mich.

Gleich nach Bens Verschwinden vor einem Jahr wirkte ich bei einer Pressekonferenz mit, die im Fernsehen über-

tragen wurde. Meine Aufgabe war es, um Hilfe bei der Suche nach Ben zu bitten. Die Polizei gab mir einen Text, den ich vorlesen sollte. Ich ging davon aus, dass die Zuschauer erkennen würden, wer ich war, dass sie in mir die Mutter sehen würden, die ihr Kind verloren hatte und nichts anderes im Sinn hatte, als es zurückzubekommen. Viele Menschen, die meinen Auftritt sahen, zumal die Lautstärksten unter ihnen, waren vom Gegenteil überzeugt. Sie beschuldigten mich der schrecklichsten Dinge. Ich verstand nicht, warum; erst als ich die Aufnahme sah, wurde es mir klar, doch da war es zu spät, um den Schaden zu begrenzen.

Der Grund war, dass ich aussah wie ein Opfer, ein Beutetier.

Nicht etwa eine anrührende, großäugige Antilope, die auf dünnen Beinchen dahinstolpert, sondern ein Tier, das gehetzt und zerlumpt kurz vor seinem Ende steht. Ich bot der Welt ein schmerzverzerrtes Gesicht mit einer blutenden Wunde dar, einen Körper, der von Verzweiflung geschüttelt war, und eine Stimme, die grob geraspelt aus meinem Mund kam. Wenn ich geglaubt hatte, dass ich mich selbst und meine Gefühle nur aufrichtig darstellen müsste, egal wie quälend es sein mochte, und damit Mitgefühl wecken und die Menschen aufrütteln würde, dann hatte ich mich getäuscht.

Ich wirkte wie eine schaurige Jahrmarktsattraktion. Ich machte den Menschen Angst, weil mir etwas Schreckliches zugestoßen war, und sie wandten sich gegen mich wie eine Hundemeute.

Seit es vorüber ist, bekomme ich Anfragen, noch einmal im Fernsehen aufzutreten. Immerhin war es ein aufsehenerregender Fall. Ich lehne jedes Mal ab. Ich bin ein gebranntes Kind.

Doch es hindert mich nicht, darüber nachzudenken, wie das Interview ablaufen könnte. Ich stelle mir ein gemütliches Fernsehstudio vor und einen freundlichen Moderator, der sagt: »Erzählen Sie von sich, Rachel.« Er lehnt sich zurück in seinem Sessel, der in einem wohlwollenden Winkel zu meinem steht, so, als würden wir in einem Pub miteinander plaudern. Sein Gesichtsausdruck wirkt so, als sähe er gerade dabei zu, wie ihm ein Cocktail zubereitet wird oder meinetwegen ein Eisbecher. Wir plaudern, er lässt sich Zeit, um mich aus der Reserve zu locken, gibt mir die Gelegenheit, meine Geschichte zu erzählen. Ich klinge normal. Ich habe alles unter Kontrolle. Ich entspreche den Erwartungen an eine Mutter. Meine Antworten sind wohlüberlegt. Sie provozieren nicht. Zu keinem Zeitpunkt platze ich mit einer Bemerkung heraus, die in meinem Kopf vollkommen unverdächtig klang, und ich ziehe nicht den Hauch eines Argwohns auf mich. Ich stolpere nicht, ich gehe nicht unter. Mit diesen Gedanken kann ich mich lange beschäftigen. Es kommt immer auf das Gleiche heraus: Das imaginierte Interview läuft gut, geradezu perfekt, und das Beste daran ist, dass der Moderator mir nicht die verhassteste aller Fragen stellt. Die Frage, die mir von einer erstaunlichen Anzahl von Leuten gestellt wird. Sie lautet ungefähr so: »Hatten Sie vor Bens Verschwinden eine Ahnung, dass ihm etwas Schlimmes zustoßen würde?« Ich hasse diese Frage, weil sie mir unterstellt, dass ich in irgendeiner Weise pflichtvergessen war. Wäre ich eine bessere Mutter, mit einem ausgeprägteren Mutterinstinkt, dann hätte ich gespürt, dass mein Kind in Gefahr ist, hätte es spüren müssen. Wie reagiere ich auf diese Frage? Ich sage ganz einfach nein. Die Antwort ist einfach, doch die Leute sehen mich oft

zweifelnd an, mit zusammengezogenen Augenbrauen und diesem ganz speziellen Gesichtsausdruck, der besagt, dass sie lieber über jemanden lästern, als Mitleid zu haben angesichts seiner Not. Ihre gerunzelte Stirn und der forschende Blick fragen: »Wirklich? Sind Sie sicher? Wie ist das möglich?«

Ich rechtfertige mich nicht. »Nein« ist alles, was sie wissen müssen.

Mehr sage ich nicht dazu, denn natürlich wurde mein Vertrauen zu anderen Menschen durch das, was geschehen ist, beschädigt. In vielen meiner Beziehungen sind Zweifel zurückgeblieben, wie kleine unsichtbare Glassplitter, an denen man sich verletzt, obwohl man geglaubt hat, man habe alle weggekehrt.

Es gibt nur noch sehr wenige Menschen, denen ich vertrauen kann, und sie binden mich ans Leben. Sie kennen meine ganze Geschichte.

Irgendwo in mir trage ich die Vorstellung, dass ich bereit wäre, mit anderen über alles zu reden, solange ich sicher wäre, dass sie mir zuhören. Sie müssten mir bis zum Ende meiner Erzählung zuhören, ohne mich zu unterbrechen oder über mich zu urteilen, und sie müssten verstehen, dass ich alles nur für Ben getan habe. Manches, was ich tat, war überstürzt, manches gefährlich, aber alles galt meinem Sohn, weil meine Gefühle für ihn die einzige Wahrheit waren, die ich kannte.

Wenn jemand bereit wäre, sich von mir aufhalten zu lassen wie der Hochzeitsgast in Coleridges Ballade vom alten Seemann, dann würde ich ihm als Dank für seine Zeit, seine Geduld und sein Verständnis kein Detail vorenthalten. Ich denke, es wäre ein gutes Geschäft. Wir alle erschauern gern unter den nachempfundenen schrecklichen Erlebnissen anderer.

Tatsächlich habe ich nie verstanden, warum es im Englischen kein Wort für Schadenfreude gibt. Vielleicht ist es uns peinlich zuzugeben, dass wir das Gefühl kennen. Lieber halten wir die Illusion aufrecht, dass wir kein Wässerchen trüben können.

Mein geduldiger Zuhörer wäre zweifellos überrascht von der Geschichte, denn das meiste blieb in der Presse unerwähnt. Es wäre seine ganz persönliche Exklusivstory. Wenn ich mir ausmale, wie ich diesem fiktiven Gegenüber meine Geschichte erzähle, dann fängt sie damit an, dass ich auf jene verhasste Frage erstmals eine echte Antwort gebe. Denn das ist wichtig.

Die Geschichte würde wie folgt beginnen: Als Ben verschwand, hatte ich nicht die leiseste Ahnung, was passieren würde. Ich dachte an etwas vollkommen anderes. Ich war ganz und gar mit der neuen Frau meines Ex-Mannes beschäftigt.

JIM

Früher hatte ich alles unter Kontrolle: die Arbeit, meine Beziehung, meine Familie.

Jetzt habe ich ein Problem: meine Gedanken.

Stündlich, manchmal minütlich, erinnern sie mich an das, was verlorengegangen ist, und an Taten, die nicht rückgängig gemacht werden können, egal wie sehr man es sich wünscht.

Während der Woche stürze ich mich in die Arbeit, um diese Gedanken auszulöschen.

Die Wochenenden sind schwieriger, aber ich habe einen Weg gefunden, auch sie auszufüllen. Ich mache Sport, ich arbeite noch mehr, und dann fange ich von vorne an.

Es sind die Nächte, die mich quälen, wenn die Gedanken endlos kreisen und mir den Schlaf verwehren.

Als Student habe ich mich mal mit Schlaflosigkeit beschäftigt. Ich habe mich mit der Lyrik des Surrealismus auseinandergesetzt, und ich habe gelesen, dass der Schlafentzug bewusstseinsverändernde, halluzinogene Effekte hat und man damit eine tiefliegende Kreativität freisetzen kann, die das Leben und die Psyche bereichern.

Meine Schlaflosigkeit ist anders.

Meine Schlaflosigkeit macht mich verzweifelt und unruhig. Da gibt es keine Kreativität, nur Hoffnungslosigkeit und Verdruss.

Jede Nacht, wenn ich mich hinlege, graut mir vor dieser Unvermeidlichkeit, denn sobald mein Kopf das Kissen berührt, scheint sich mein ganzes Inneres gegen mich zu

verschwören und mich wach zu halten, egal wie müde ich bin, egal wie sehr ich mir eine Atempause von meinen eigenen Gedanken wünsche.

Ich bin mir der Reize um mich herum überdeutlich bewusst, und jeder davon wird zur Heimsuchung.

Ich wälze mich hin und her, und unter mir verknittert das Laken und bildet Furchen und Kerben wie verbrannte Erde, in die ein Tier seine Klauen geschlagen hat. Wenn ich versuche, still zu liegen, die Hände über der Brust gefaltet, dann raubt mir der Herzschlag den Atem. Liege ich ohne Decke da, kribbelt meine Haut an der Luft, egal, wie warm oder kalt es ist. In die Decke gewickelt aber befällt mich ein heftiges und überhitztes Gefühl von Enge, das mir die Luft aus den Lungen presst, und ich schwitze so stark, dass ich im Bett wie in einer abgestandenen Wasserpflanze liege.

Während ich im Bett schmore, lausche ich auf die Geräusche der Stadt. Die Rufe fremder Menschen, Autos, ein Moped, eine Sirene, das Rauschen der Baumwipfel im Wind, manchmal auch gar nichts. Leere.

In manchen Nächten quält mich diese Stille, und ich stehe auf, meist lange nach Mitternacht, ziehe mich wieder an und laufe die Straßen unter den natriumgelben Laterne entlang, wo die einzigen Zeichen von Leben ein im Augenwinkel vorbeilaufender Fuchs oder ein gebrochener Mann in einem Hauseingang sind.

Doch selbst hier klärt sich mein Kopf nicht ganz, denn während ich einen Fuß vor den anderen setze, graut mir noch mehr vor der Rückkehr in meine Wohnung, in mein Bett, in die Leere und Schlaflosigkeit.

Und am meisten fürchte ich die Gedanken, die erneut in meinem Kopf kreisen werden.

Sie führen mich geradewegs an jene dunklen, allgegenwärtigen Orte, die ich tagsüber so mühevoll verschlossen

halte. Sie finden die Verstecke, knacken die Schlösser, brechen die Türen auf, reißen die Latten von den verbarrikierten Fenstern und lassen Licht bis in die finstertesten Ecken im Innern. Alles ist grell ausgeleuchtet, wie am Ort eines Verbrechens. In der Mitte: Benedict Finch. Seine klaren blauen Augen begegnen meinen, und in seinem Blick liegt eine Unschuld, die wie eine Anklage wirkt.

In den frühen Morgenstunden sinke ich manchmal in den Schlaf, nach dem ich mich so sehne, doch er bringt mir keine Erholung, keine Möglichkeit, die Gedanken abzuschalten. Selbst der Schlaf gönnt mir keine Atempause, denn er ist voller Alpträume.

Unabhängig davon, ob ich wach war oder geschlafen habe, bin ich am Morgen oft verschwitzt und ausgedörrt, gerädert, bevor der Tag überhaupt begonnen hat. Das Kissen ist feucht von meinen Tränen, die Laken meist vom Schweiß durchnässt, und der Morgen ist von meiner Angst bestimmt, dass die Schlaflosigkeit nicht nur die Grenzen zwischen Tag und Nacht verwischt, sondern mich auch aus dem Gleichgewicht bringt.

Wahrscheinlich habe ich früher unterschätzt, wie wichtig der Schlaf ist, um neue Kraft zu sammeln, und wie destruktiv eine zerrüttete Psyche wirkt. Mir war nicht bewusst, wie sehr die Erschöpfung einen auslaugen kann. Mir war nicht klar, dass man psychisch krank werden kann, ohne es zu bemerken, Schritt für Schritt, auf dunkle Weise, unwiderruflich.

Ich schäme mich, anderen davon zu erzählen, darüber, wie mir die Folgen der Schlaflosigkeit in den Tag hinein anhaften und sich in ihn verweben. Die Erschöpfung lässt den Kaffee bitter schmecken und macht den Gedanken an Essen unerträglich. Sobald ich erwache, lechze ich nach einer Zigarette. Auf meiner Fahrt mit dem Rad in

die Arbeit stehe ich unter Strom, ich bin nervös, fahre zu dicht am Bordstein entlang, verschätze mich an einer Kreuzung, und das Quietschen eines Autos, das hinter mir zu einer Notbremsung gezwungen wird, bewirkt nur, dass ich noch schneller in die Pedale trete.

Im Büro gibt es eine frühmorgendliche Besprechung. »Alles okay?«, fragt mich die Chefin. Ich nicke, aber ich spüre, wie mir am Haaransatz der Schweiß ausbricht. »Es geht mir gut«, sage ich. Zehn Minuten stehe ich durch, bis mich jemand fragt: »Und was halten Sie davon, Jim?«

Ich sollte mich über die Frage freuen. Es ist die Gelegenheit, mich hervorzutun, mich zu beweisen. Vor einem Jahr noch hätte ich sie ergriffen. Jetzt aber fixiere ich die abgebrochene Plastikspitze meines Kugelschreibers. Ich zwingen mich, den Kopf durch die Dunstglocke meiner Erschöpfung zu heben und den drei erwartungsvollen Gesichtern zu begegnen. Alles, woran ich denken kann, ist, wie sehr die Schlaflosigkeit meinen Verstand trübt. Panik schießt durch meinen Körper, als würde sie mir wie eine Droge gespritzt; sie bahnt sich ihren Weg durch Arterien, Venen und Kapillaren, bis sie mich außer Gefecht setzt. Schweigend verlasse ich den Raum. Kaum bin ich draußen, hämmere ich mit den Fäusten an die Wand, bis meine Fingerknöchel bluten.

Es ist nicht das erste Mal, doch diesmal meinen sie es ernst mit ihrer Drohung, mich an eine Psychologin zu verweisen. Ihr Name ist Dr. Francesca Manelli. Sie stellen klar, dass ich zu sämtlichen Sitzungen erscheinen und bereitwillig an den Gesprächen mit Dr. Manelli teilnehmen muss, andernfalls bin ich raus.

Vorab gibt es ein Treffen. Sie möchte, dass ich einen Bericht über den Benedict-Finch-Fall schreibe. Ich beginne damit, dass ich meine Einwände niederschreibe.

Bericht für Dr. Francesca Manelli über die Ereignisse im Umfeld des Falles Benedict Finch von Detective Inspector James Clemo, Polizei Avon & Somerset

VERTRAULICH

Ich möchte diesen Bericht damit beginnen, dass ich meine Einwände sowohl gegen diese Niederschrift als auch gegen die Therapie mit Dr. Manelli vorbringe. Der Gesundheitsdienst der Polizei ist eine wertvolle Einrichtung, doch ich bin der Meinung, dass die Inanspruchnahme im eigenen Ermessen der Beamten und Angestellten liegen sollte. Ich werde meinen Einspruch über die zuständigen Kanäle offiziell erheben.

Ich erkenne an, dass es der Zweck dieses Berichts ist, die Ereignisse, die während der Ermittlungen im Fall Benedict Finch eingetreten sind, aus meiner Perspektive zu erläutern. Er soll die Grundlage für meine Gespräche mit Dr. Manelli sein, um festzustellen, ob eine längerfristige Unterstützung durch sie sinnvoll ist, damit ich mit einigen der Sachverhalte, die sich durch meine Beteiligung an dem Fall ergeben haben, besser umgehen kann, ebenso wie mit einigen persönlichen Fragen, die mich um diese Zeit beschäftigt haben.

Mir ist bewusst, dass ich, sofern relevant, Details aus meinem Privatleben einfließen lassen soll, einschließlich jener, die mit Detective

Constable Emma Zhang in Zusammenhang stehen, da dies Dr.Manelli ermöglicht, sich ein Gesamtbild meiner Entscheidungsfindung und Beweggründe zu jener Zeit zu machen. Der Bericht wird von Dr.Manelli im Verlauf seiner Entstehung begutachtet und bildet so die Grundlage für unsere wöchentlichen Sitzungen.

Dr.Manelli empfiehlt, dass der Hauptteil des Berichts aus meinen persönlichen Erinnerungen an die Geschehnisse bestehen soll; doch auch Protokolle unserer Gespräche oder anderes Material können mit einfließen, sofern sie es für erforderlich hält.

Ich erteile mein Einverständnis zur Mitarbeit nur unter der Bedingung, dass der Inhalt dieses Berichts vertraulich bleibt.

DI James Clemo